

PAWLOWSKY PETER / SCHUSTER ERIKA, *Woran wir leiden*. Beiträge – Texte – Methoden. (176.) Tyrolia, Innsbruck 1979. Kart. lam. S 240.–, DM 36.–.

Den Hauptinhalt des Bd. bilden die Referate, die 1977 bei der Sommertagung des Kath. Akademikerverbandes in Salzburg gehalten wurden. Eine an den Anfang gestellte ansprechende Meditation führt ins Thema ein; in einem ausführlichen Anhang (152–176) werden Aspekte des Themas aufgezeigt und wird über Vorbereitung und Stil der Tagung berichtet.

In den 2 bibl. Beiträgen (*N. Füglistler*, Leiden: weshalb und wozu? und *J. Blank*, Der leidende Gottesknecht) wird die subjektive Leiderfahrung des einzelnen aufgebrochen und in einen universalen Zusammenhang gestellt. Blank sprengt durch seine exegetische Gründlichkeit den Rahmen der Publikation, doch lassen beide Beiträge etwas von der größeren Weite ahnen, die nun einmal auch zur Wahrheit des Menschen gehört. Umfangreich referiert *F. Klostermann* über das Leiden an der Kirche. Im Vordergrund steht dabei das Leiden an der Institution. Vom Leid, durch Schuld und Sünde der Mitchristen verursacht, wird nicht mit derselben Eindringlichkeit gesprochen.

*H. R. Schlette* setzt sich mit dem Thema „Das Ärgernis des Leidens und der atheistische Heroismus“ auseinander und zeigt auf, daß bei allem Leiden am Leid auch ein Atheismus weiser werden und das Leid als Faktum von Dauer zur Kenntnis nehmen muß, auch wenn man sich damit nie abfinden darf. *E. Ringel* spricht zum Thema „Leben – Friedhof begrabener Wünsche?“ und *H. Politzer* († 1978), „Hiob in Amerika“, setzt sich mit der Gegenwartsliteratur zu dieser Frage auseinander.

Ein Thema wie Leid ist dem Leben derart nahe und so vielfältig, daß es nie erledigt ist; es ist aber zu begrüßen, daß die Referate der Tagung und auch die verschiedenen „Aspekte“, die dahinterstanden und von den Teilnehmern bedacht wurden, einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht wurden. Was nicht als Ergebnis verstanden und angewendet werden darf, vermag doch zu erhellen, neue Richtungen zu weisen und damit auch manche Mauern des Eingeschlossenseins, was ja Leid bedeutet, aufzubrechen.

Linz

Josef Janda

THIELICKE HELMUT, *Wer darf sterben? Grenzfragen der modernen Medizin*. (142.) (Herder-bücherei. Bd. 710) Freiburg 1979. Kart. lam. DM 5.90.

Das Buch entstand aus Vorträgen. Seine 5 Kap. betreffen den kranken Menschen. Nach der Frage „Wer darf sterben?“ werden die Probleme der Wahrheit für den Kranken, des Selbstmordes, des anthropologischen Wertes des Sports und am Ende das Krankenhaus als Ort der Krisen und der Hoffnungen erörtert.

Die Medizin ist nicht in der Lage, die von der Krankheit gestellten Fragen zu beantworten,

ethische und theologische Reflexionen sind unentbehrlich, damit die Person in ihrer Würde garantiert wird. Diese Würde begrenzt den Gebrauch der technischen Mittel. Wie es ein Recht auf Leben gibt, so gibt es auch ein Recht auf das Sterben. Darf man dort von Hilfe sprechen, wo technische Mittel bloß dazu verwendet werden, um einen nur auf vegetative Funktionen reduzierten Organismus lebendig zu erhalten? Man darf von Hilfe nur sprechen, wenn man sich an ein mit Bewußtsein und Kommunikationsfähigkeit ausgestattetes Leben wendet. Ist aber jede Möglichkeit, das spezifisch Menschliche zu retten, ausgeschlossen, wäre dann die Verhinderung des Naturlaufes etwas anderes als eine Übertretung des Sterberechtes? Vf. ist sich bewußt, daß die Grenzen zwischen vegetativem und menschlichem Leben nicht immer klar bestimmt werden können und es nicht immer leicht ist, sich „zwischen Lebenshilfe und Sterbenlassen zu entscheiden“ (37). Derselbe Konflikt findet sich im Fall von Transplantationen, bei der Wahl, wen man leben und wen man sterben lassen soll. Welche Kriterien können bei dieser Wahl helfen? Die Verwertbarkeit oder der Wert des Menschen? Wie immer die Entscheidung sein kann, man geht nicht ohne Bedenken aus diesem Konflikt.

Auch das Problem der Wahrheit für den Kranken wird unter dem Standpunkt des Konfliktes behandelt. Ist besser eine konstruktive Lüge oder eine destruktive Wahrheit? Sicher darf die Wahrheit für den Kranken nicht zu einer Frage der Methode und der Strategie reduziert werden, ohne erst die eigene persönliche Reife in Beziehung zum Tod in Frage zu stellen. Um die Wahrheit zu sagen, muß man erst in der Wahrheit leben (70); niemand kann mitteilen, was er nicht selbst besitzt. Die Wahrheit zum Kranken setzt die Wahrheit zu sich selbst voraus. Wer schon dem Tod bewußt begegnet ist, ist in der Lage, anderen zu helfen, dasselbe zu tun; es wird ihm nicht schwerfallen, den besten Weg zu finden, um dem Sterbenden zu helfen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient das letzte Kap., in dem das Krankenhaus als ein Spiegel betrachtet wird, der die Probleme und Krisen unserer Gesellschaft, die Notwendigkeit der Kommunikation, die Beziehung zum eigenen Beruf, den Sinn des Leidens, die Gefährdung einer Menschheit, die durch die Apparate der Technik bedroht wird, evident macht. Unsere Kultur hat die Tendenz, Schmerz auch in harmlosen Formen durch Medikamente zu unterdrücken, unstillbaren Schmerz als eine ungerechte Aggression gegen den Lebenssinn, das Glück, zu betrachten, ein durch unheilbare Krankheit gezeichnetes Leben als zweckloses und darum sinnloses Leben zu werten und solches als nicht mehr lebenswert zu verurteilen (Euthanasie). Wie der Begriff des Leidens so wird auch der Begriff des Dienstes angezweifelt. Unter dem Druck der Säkularisierung neigt man dazu, jeden Berufungsinhalt vom Beistandsberuf zu trennen und jedes christliche Ideal der Hingabe, des